

Auf Tod und Leben.

Nach dem Leben eines Lokomotivführers. Von A. J. Tamborini.

Ein furchtbares Schneegewitter herrschte draußen, verbunden mit einer schneidenden Kälte. Im behaglich erwärmten Dienstraum einer kleinen rheinischen Station saß und lag das Zugpersonal, welches den um 9 Uhr 18 Minuten Abends nach — — —

„Schon wieder Wetter!“ sagte jetzt einer, als eine kleine Pause in der Unterhaltung eingetreten war. „Ja,“ erwiderte ein Zweiter, „es ist wirklich kein Vergnügen, bei solchem Hundewetter auf den glatten Trittbrettern herumzulappeln und sein Leben zu wagen für die paar Mark!“

„Na,“ meinte ein alter Zugführer, „ich will Euch, da wir grad beim Wetter sind, von einem Vorfall berichten, der mir vor etwa sechzehn Jahren auf der Strecke passirt ist, welche Ihr nachher übernehmen sollt. Es war so'n Wetter wie heute, am 13. Januar 1870 — ich vergesse es in meinem Leben nicht! — da brachte ich den Schnellzug nach — — —burg. Auf der zweiten Station von hier, wo wir zwei Minuten Aufenthalt hatten, wurde mir vom Lokomotivführer Berger gemeldet, daß sein Heizer während der Fahrt plötzlich krank geworden sei und seinen Dienst wohl nicht zu Ende verrichten könne; ich möchte doch bei der nächsten Station Ersatz für denselben beschaffen lassen. Ich befragte das pünktlich. Auf der nächsten Station, wo wir so gegen 12 Uhr anlangen, wurde der erkrankte Heizer abgelöst. Ein Heizer Namens Piel, der auf die von mir abgegebene Depesche schnell zum Dienst beordert war, nahm nun dessen Stelle ein.

Als ich Piel sah, ahnte ich sofort Unheil. Ich wußte, daß derselbe vor einigen Tagen vom Lokomotivführer Berger eines groben dienstlichen Vergehens wegen angezeigt und von der Behörde in Weidstraße vernommen worden war, zudem wußte ich, daß Piel, der ein rober rauhhafter und nachlässiger Mensch war, zu anderen gedauert hatte, er werde dem Berger gelegentlich mal diesen Streich vergeten. Aber, einen anderen Heizer zu requirieren würde zu lange gedauert haben, — und womit sollte ich dies auch begründen? Mit einer Abmahnung?

„Also — Piel trat seinen Dienst an. Dem Lokomotivführer, dem ich meine Befürchtungen mittheilte, schien es lächerlich; er meinte, ich sollte nur unbesorgt sein, er werde schon mit Piel fertig.“

Unser Zug setzte sich wieder in Bewegung, bald faulsten wir wieder in gewöhnlicher Geschwindigkeit dahin. Da wir von hier ab bis zur nächsten Station überall Durchfahrten hatten, so dauerte diese Strecke etwa eine Stunde Fahrzeit.

Halb drei war's geworden und die Hälfte des Weges schon zurückgelegt, ohne daß sich mir etwas Auffälliges geboten hätte — Führer und Heizer schienen sich gut zu verstehen. Ich hatte das Gefühl gegen das Coupesfenster gedrückt und versuchte die Fensterhülse zu durchdringen. Doch — — — war das nicht eine Station, welche wir da passirten? Oder war es Täuschung, und hatte ich nur eine Signallaterne erblickt? — Nein, es mußte Station — — —thal gewesen sein. Wie hatte aber der Zug diese Durchfahrten können, ohne ein Signal zu geben und ohne langsamer zu fahren? Da war auf der Maschine etwas nicht in Ordnung! Meine Ahnung! meine Ahnung! Ohne viel weiteres Überlegen rief ich die Coupesfenster auf und sprang auf's Trittbrett und schritt zur Spitze des Zuges.

Das war ein schwer's Stüd Arbeit. Der Wind heulte mir um die Ohren, daß es mir Mähe kostete, mich festzuhalten und nur langsam lam ich vorwärts, dazu trieben mir solche Schneemassen in's Gesicht, daß ich kaum die Augen aufhalten vermochte.

Endlich hatte ich den ersten Wagen erreicht und stand, an eine Stange angeklammert, hinter dem Tender; hier hielt ich einen Augenblick an, um zu horchen. Kein Laut war vernehmbar — todtenstill alles! Nur das Heulen und Ächzen der mit aller Kraft arbeitenden Maschine und das Brausen des Sturmes hallte durch die Nacht. Auf die Lokomotive selbst konnte ich nicht sehen, da mir die Tenderwände jede Aussicht verperrten. Was thun? War ich doch im Irthum? Während ich noch überlegte, sah ich, jetzt aber ganz deutlich, daß wir eine Station durchfahren. Nun war kein Ziren mehr möglich. Berger hatte wieder kein Signal gegeben und auch den Zug nicht langsamer fahren lassen. Auf der Maschine war zweifellos etwas vorgefallen! Der eigenen Gefahr vergehend, sprang ich auf's Trittbrett des Tendere und lief auf demselben weiter.

Was für ein Anblick bot sich mir auf der Maschine. Von Zugen und Piel sah ich nichts. Zu Lode erstreckte ich mich auf. Hier, es war kein Zweifel, hatte ein Kampf stattgefunden — ein Stüd lag hier, das andere dort. Ich begriff sofort alles — unruhig mußte ich jedoch für den Zug sorgen. Schnell schloß ich den Regulator und brachte den Zug nach Kurzem

auf der Strecke zum Stillstande. Nun konnte ich nach dem Verbleib des Personals Umschau halten. Berger lag blutend auf den Kohlen im Tender, — von Piel war nichts zu sehen. Nachdem der Lokomotivführer, der eine Stichwunde in der Brust hatte, in ein Couper gebracht worden war, leitete ich den Zug bis zur nächsten Station. — Seine Verwundung war schwer, aber nicht tödlich; er genas nach einigen Monaten. Den Heizer Piel fand man des andern Tages, schrecklich verstümmelt, auf der Strecke; er war unter die Räder des Zuges geraten und eine Strecke weit mitgeschleppt worden.

Der Lokomotivführer Berger hat mir später den Hergang jener graufigen Fahrt erzählt.

Er hatte Piel einen Auftrag gegeben, welchen dieser aber nicht zu hören schien oder absichtlich überhörte. Auf einen abermaligen Befehl, den er aber wieder nicht ausführte, sagte ihm Berger: „Wenn Sie nicht thun, was ich Ihnen sage, werde ich Anzeige erheben und um Ablösung auf der nächsten Station anfragen.“ Hierüber war Piel in eine schreckliche Wuth geraten, auf ihn losgesprungen und hatte versucht, ihn von der Maschine zu werfen; Berger hatte sich aber kräftig gewehrt und es sei ihm in der Todesangst auch fast gelungen, seinen Gegner zu übermächtigen; da habe aber Piel ein Messer gezogen und ihm einen Stich in die Brust versetzt. Was weiter geschah, wußte Berger nicht, da ihn das Bewußtsein verlassen, nur eines wußte er noch dunkel, daß er den Heizer mit dem Rest seiner Kräfte abgewehrt hätte, — hierbei mußte derselbe ausgeglitten und abgestürzt sein. —

„Das ist auch unser Zug — — — ein kräftiges „Gute Fahrt!“ und die Verammlung verließ den erwärmten Raum, um den gefährlichen Dienst anzutreten.“

Der Apfeldieb.

In der Nacht hatte ein arger Wind geweht. „Quil! Da werden die Äpfel bei der Thalmüllerin von den Bäumen fallen!“ hatte der Huber Franzl gedacht, als er mitten in der Nacht von dem Gebrause aufwachte, und jetzt auf dem Gange zur Schule, hatte er absichtlich einen Umweg eingeschlagen, um zu sehen, ob recht viele Äpfel bei der Thalmüllerin unten liegen. Und wirklich, so war's! Ueberall sah es gelb und roth aus dem Geste hervor, und hinter dem kleinen Zaune, bei dem Franzl hand, da lagen eine Menge der schönsten, größten Äpfel dicht bei einander. Dem Franzl lief das Wasser im Munde zusammen. Die Würden schmeden!

Freilich, die Thalmüllerin war auch da. Sie suchte die gefallenen Äpfel in ihrer großen Schürze zusammen, aber sie wandte gerade den Rücken. Wenn er jetzt schnell einen Apfel nähme — da hatte er schon den größten aufgehoben, und jetzt wieder einen und noch einen, soviel er nur im Arme halten konnte! Schemel blühte er zurch. Allein, die Müllerin hatte ihn nicht gesehen.

„Eben wollte er in einen der Äpfel beißen, da hörte er es 8 Uhr schlagen. Schon so spät? Da sollte er ja bereits in der Schule sein! Eilig stopfte er die Äpfel in sein Kängel und lief dem Schulhause zu.“

Er kam gerade noch zurecht, aber mit dem Auspassen wollte es heute schlecht gehen, er mußte immer an die Äpfel in seinem Schulsack denken. Ob er sie auf dem Heimwege essen sollte? Da hätten ihn die anderen Buben fragen können, woher er sie habe! Oder zu Hause im Garten? Da lämen vielleicht die Mutter oder die Geschwister davor warnen. Nein, am besten wäre es wohl, er schliche sich mit ihnen zu Hause auf den Boden und verstaute sie im Heu, ganz hinten in der Ecke beim Spornstein, und wenn es dunkel wird, kriechte er hinauf und verzehre sie.

Da fuhr er zusammen. Fast hätte er überhört, daß sein Name ausgerufen wurde.

„Weshalb dürfen wir nichts Unrechtes thun, auch wenn kein Mensch uns sieht?“ fragt der Lehrer. — „Weil — weil,“ stotterte Franzl, weil der liebe Gott uns sieht.“ — „Wie kann er denn das, wenn er doch nicht bei uns ist?“ — „Der liebe Gott ist überall.“ Dem Franzl ward ganz heiß. Wenn der Lehrer nur endlich einen anderen gefragt hätte, aber nein, gerade ihn fragte er weiter. „Woher wissen wir es denn, wenn wir unrecht gethan haben?“ Franzl wußte es ganz gut. „Durch unser Gewissen,“ sagte er leise; und es war ihm plötzlich, als fühle er in seiner Brust ein ganz besonderes Pochen und Klopfen.

„Ja,“ fuhr der Lehrer fort, „und wenn jemand nicht auf die Stimme seines Gewissens hören will, dann rufst jedes Gerüch ihm seine Schuld zu: das Klingeln der Glocken, das Rurreln des Wassers, das Säusen des Windes.“ Franzl rutschte unruhig hin und her. Gut, daß die Stunde jetzt endlich aus war und er nach Hause gehen konnte! Sonst war Franzl immer als einer der ersten bei der Thür hinaus, heute schlich er langsam hinter den anderen her. Ob der Lehrer wohl recht hatte?

Eben hing die Glocke auf dem Kirchthurme zu läuten an. Sonst hätte sie immer geklungen: „Bimmel, bammel! bimmel, bammel!“ Heute hörte er sie ganz deutlich rufen: „Bimmel, bammel, Äpfel gestohlen!“ Ganz beschämt

ging er weiter. Auf dem Stege, der über den Dorfbach führte, mußte er einen Augenblick stehen bleiben. Die Weiden pflückerten so sonderbar: „Pflück, pflück, Apfeldieb! Pflück, pflück, Apfeldieb!“ sagten sie, und als er verwirrt weiter lief und unter den großen Rußbaum kam, da hörte er den Wind faulen: „Hub, der Franzl ist ein Dieb! Hub, der Franzl ist ein Dieb!“ Franzl ward roth bis über die Ohren. Nein, das war nicht mehr anzuhören! Unentschlossen stand er da; plötzlich gab er sich einen Ruck und rannte, was er konnte, bis er vor dem Garten der Thalmüllerin stand.

Niemand war darin zu sehen. Er rief sein Kängel herunter und legte hoffig die Äpfel in das Gras, einen neben den anderen, daß die Müllerin sie gleich sehen mußte, wenn sie aus dem Hause kam. Dann — machte er einen Satz gerade in die Höhe und that einen Zauscher, daß man es weithin durch's Dorf hören konnte. Nun mochten die Glocken läuten und Bach und Wind rauschen, was sie wollten, ihn ging es nichts an, er hatte wieder ein gutes Gewissen, er war kein Dieb mehr!

Leichten Herzens ließ er sein Kängel am Riemen schwingen und lief dem Hause seiner Eltern zu. Und als die Mutter nach dem Mittagessen jedes ihrer Kinder ein winziges, gelbes Äpfelchen von dem kleinen Baume gab, der hinter dem Hause stand, da schmedte dies unserem Franzl besser, als ihm der süßliche Apfel der Thalmüllerin hätte schmecken können.

John Ritch reist zurück.

Milwaukee, April, de zwanzigste ds. Mts.

Staats-Rußpapper, Neu York.

„Ich träumel jell. Heint werd nach Neu York abgereist. Hen Sie gedenkt, ich thät me Rountri in der Zeit von Dänischer und Beil alleinig losse? No, Mister Editer! So en hundsgeimeine eirliche Trid spielet der reiche John net an seiner Rountri. Dann wie segt der Dichter? Mir wolle in seiner Roth uns separade in in jedem Dänischer gesammeschiede. (William Tell, secod oder thid Act.)“

Der Pöct of der Wätter is nämlich: Ich hen en Letter gekriegt von Neu York, daß es zu Misunderständings geräht hat, daß ich grad um die jegliche Zeit fortgegangen war und ich sellt schnell zurückkommen.

„Sie sein mein Witnes, Mister Editer, daß ich alleinig wege der famili un premaid Wisnes un Keletts von der Alt — ich meen der Misses Ritch — von Neu York fort bin und daß die War — Star nix demit se thun geschatt hot. Biseits, geb ich net de beste Pruv von meiner Korridsch, bei daß ich grad jetzt zurückkomm? Des möcht ich wisse. Biseits muß ich einhau in Neu York lie, wege dem Keitlolette, un es hot mir aach hier e Mann, wo so Sade wech er vor Leitman in der schörman Bombi gefast. Neu York lönt gar net bombardet werde, weil die Buisdings se hoch wärn un die Bomb's net dorch vierzwanzig Stodwert dorchschlage löntte. In Spain hen se udmlisch bios zweifelhig Häuser un da sein se net uff unser Buidlings egeridit.“

„Sie löntte also anmaune, Mister Editer, daß der reiche John nete Woch wieder in Jhrt Neu York sein un zu seiner Rountri un zu unserer Pflag un zu die Stars un Streips schide werd.“

Viele losse derse mer uns net, Mister Editer! Wissen Sie, was ich thun geh? Ich sit e Köddichment aus. Lauter freimillige. Ich mag e Rekrutring — Affis for mich selber beim Adhäll auf. Jeder wo freiwillig inlist, kriegt vun mir en Godtail (oder zwee Diefen) un e Siggart, un wann des Köddichment abmarst, da triet ich des ganze Köddichment all eraud mit eme Hiesige, oder meingewege mache mer's e Gut's. Des is, was ich thu, Mister Editer. Die Juniforms un die Guns un so Sade muß of course des War — Department bezahle. Des kann mer dun mir net verlaunge. Ich denst, es is gut genug, daß ich e ganze Köddichment sell un die einjige Roudsch denbei mach, daß des Köddichment die John Ritch Keitels gefallt werd un ich de Rant vun eme Kömel — Schenerell U. S. A. un e lebenslängliche Penschen for mich un mein Rinner von net unner zweitaufend einhundertunfünfzigwezig un net abhoch dreitaufend Dollars krieg. Well, des is net mehr wie recht. Was der Mensch verdient, des gebührt em.“

„Mit trie Trishers for die Rountri, die Pflag un dann mit die Traitors, hip, hip, hurrah!“

Yours mit Regards, Col. John Ritch, Esq.

Straßenreinigung im alten Berlin.

In früherer Zeit war es um die Berliner Straßenreinigung etwas schlechter als heute bestellt. Dieß man hierüber in alten Schriften nach, so erhält das gefällige Wort von der „guten alten Zeit“ einen harten Stoß. In der sächsischen Bau-Ordnung vom 30. November 1641 heißt es: „Es unterstellen sich auch viele Bürger, daß sie auf den freien Straßen und oft unter den Stubenfenstern Säue- und Schweinefleisch machen, welches ein Eder Rath durchaus nicht leiden und haben will.“ Aber erst 1681 verbot der Große Kurfürst unter Androhung schwerer Stra-

fen das Schweinefleisch auf der Straße. Im Jahre 1680 hatten Bürgermeister und Rathsmänner an den Rathsrath ein Gesuch gerichtet, in dem es u. A. heißt: „Wir haben eine Zeit-hero mit Schmerzen ansehen müssen, wie schrecklich es allhier in Golln auf den Gassen lieget und wie sich keiner an unfer Anbefehlen, es vor den Thüren rein zu halten, bishero lehren wollen.“ Es wird dann gebeten, daß neben dem „gewissen Reel“ noch ein verarmter Bürger zur Straßenreinigung bestellt und ihm zur Fortschaffung des Schmutzes ein altes Pferd, sowie Futter für dasselbe aus dem künftigen Rathsal gegeben werden müßte. Die Antwort lautet: „Seine stürbliche Durchlaucht befindet, dieses unterthänigste Witten ganz billig zu sein, und weil Sie selbst es gerne sehen, daß dieser Reibung Straßen vor aller Unflätere rein gehalten werden, als wollen Sie hiermit Dero General-Feldzeugmeister Dörflinger in Gnaden befehlen, zu diesem Ende ein gutt stark Pferd schaffen zu lassen.“ Der „gewisse Reel“ war der Berliner Gassenmeister, welcher in seinen Karren den vor den Thüren zusammengelegten Straßenschmutz fortzuschaffen hatte. War das Zusammenlegen seitens eines Hausbesizers unterblieben, so stand dem Gassenmeister das Recht zu, den Unrath in das Haus des Betreffenden zu werfen, welcher außerdem noch eine Geldstrafe zu gewärtigen hatte. Die Stadtväter waren also schon damals von einem nicht genug anspüchlagenden Reinlichkeitsbrange besetzt. Aber sicherlich haben sie es sich nicht träumen lassen, daß dereinst Spree-Alben die „reinstliche Stadt der Welt“ genannt werden würde.

„Er kann einen guten Stiefel vertragen.“ Dieser Redensart giebt man verschiedene Ableitungen. Nach einer alten Sage wurde der rheinische Ritter Boos von Waldeck von dem Rheingrafen aufgefodert, seinen mit altem Rheinwein gefüllten großen Reiterstiefel zu leeren. Der Ritter war dazu bereit, wenn ihm sein Wirth Hüftelehem erd- und eigenthümlich verschreiben wolle. Nachdem der Vertrag schriftlich abgeschlossen worden war, setzte jener sich hinter dem eigenartigen Pumpen und trank, bis der letzte Tropfen ausgeschüttet war. Dann aber fiel er befinnungslos um und gab seinen Geist auf. Weit besser als Boos von Waldeck scheint jener Marschall von Frankreich, Baron de Bassompierre, der von König Heinrich IV. nach Bern geschickt wurde, um das von Heinrich III. mit den 13 Cantonen geschlossene Bündnis zu erneuern, einen großen Stiefel Wein vertragen zu haben. Als er zur Rückreise fertig war und schon zu Pferde vor dem Wirthshause hielt, nahen sich ihm die Abgeordneten der 13 Cantone, jeder mit einem mächtigen Becher, um den Wohlwünsche ihm zuzutrinken. Sie brachten ein Hoch auf Frankreich aus, jeder leerte seinen Becher, der eine Flasche Wein enthielt, auf einen Zug. Da ließ Bassompierre einen seiner großen Reiterstiefel sich anziehen und mit Wein füllen; dann rief er: „Den 13 Cantonen!“ schloste den Inhalt des Stiefels hinab und tritt davon. Die Schweizer fanden das sehr schön und nannten Bassompierre einen würdigen Vertreter Frankreichs. Jenes Wirthshaus soll noch heute einen Stiefel als Aushängeschild haben.

Die Erziehung der Frauen.

Wie so manche andere optimistisch veranlagte Natur huldigte auch der französische Diplomat Graf Flahault der Ansicht, daß jeder Mann sich seine Frau selbst erziehen könne, und sprach diese seine Ueberzeugung bei sich darbietenden Gelegenheiten oft genug aus. Als Flahault Mitte der dreißiger Jahre als außerordentlicher Gesandter Louis Philipp's am Wiener Hofe weilte, sah er bei einem Hofbater der Gemahlin des Staatskanzlers Fürsten Metternich zur Seite und bewunderte nicht nur deren Geist, sondern auch das außerordentlich schöne Diadem, das ihre Stirne schmückte. Die Fürstin, hierdurch einigermaßen genirt und durch die Fragen Flahaults nach der Herkunft des Diadems geärgert, erwiderte endlich trocken: „Nun, mein Herr, geblieben ist es jedenfalls nicht.“ Flahault verstand natürlich sehr gut, daß das eine Anspielung auf die Art und Weise sein sollte, wie sich sein Souverän in den Besitz der französischen Krone gesetzt hatte. Er führte bei dem Fürsten Klage darüber, indem er zugleich merken ließ, daß er denselben dafür verantwortlich mache, seine Frau nicht besser erzogen zu haben. Metternich aber zuckte lächelnd die Achseln.

„Frauen lassen sich nicht erziehen, Herr Graf, wenigstens nicht in dießem gelungen, auf die einjige in dieser Hinsicht einen Einfluß auszuüben“, sagte er alsdann, und nach dieser Ablehnung blieb Flahault nicht weiter übrig, als die peinliche Affaire ruben zu lassen.

Zur Geschichte des Schachspiels.

Daß die Welt das Schachspiel erfunden, wird allgemein zugegeben. Weniger aber dürfte es bekannt sein, daß die ganze Anordnung des Schachspiels nach der indischen Schlachtordnung loptirt ist. Der König hielt sich im Hintergrunde mit seinem ersten Minister „Wantri“, im Vordergrunde „Fery“ genannt, woraus bald durch die

Galanterie der Franzosen eine „Bierge“ und endlich gar eine „Königin“ wurde. Reiden zur Seite hier die Wagenburg (Katha), bald die Kavallerie (Ksba), deren willkürliche Stellung selbst noch das arabische Spiel durch einige Verbesserheiten andeutet, sowie aus jenen beiden Bestandtheilen unsere Käufer und Springer den Ursprung haben. Die Flügel werden gebet durch Elephanten mit Thürmen voll freilebender Soldaten, bei den Persern Kuch, woher unser „Kochire“, die jetzt sonderbar genug als bewegliche Thürme ohne Elephanten allein marschiren. Die ganze Front endlich bestand aus Fußtruppen, die sich — wie Plutarch von der Schlachtordnung des Pyrrhus berichtet — wenn sie geschlagen, hinter die Elephanten zurückzogen, um sich von Neuem zu formiren. Aus den altindischen Schriften lassen sich manche Belege für diese Taktik anführen; die vier Bestandtheile: Elephanten, Koffe, Wagen und Infanterie, bilden erst ein vollständiges Heer, und daher führt dieses, sowie das Schachspiel den Namen: „Chaturanga“, das ist vierfüßrig, woraus der Name „Schachreich“ entstammt ist.

Ein neuentdeckter Dichter.

In der dritten Klasse einer Berliner Gemeindefchule sind soeben die deutschen Aufsätze zurückgegeben worden, und eifrig heden die Verfasserinnen dieser hochwichtigen literarischen Produkte ihre Klassen in die Hefte, um die Prädikate zu studiren, die die gestrenge Lehrerin ihnen für ihre Leistungen zuerkannt. Grete sitzt nachdenklich über ihr Aufsatzheft gebeugt und spricht kein Wort. Endlich wendet sie sich lümmelvoll Blicks an ihre Nachbarin: „Du, lies mal, Toni, was hier steht: Grete soll für die nächste deutsche Stunde 20 Mal aufschreiben, wo und wann der in ihrem Aufsatz genannte Dichter „Motto“ geboren und gestorben ist? Weißt Du vielleicht?“

„Reine Ahnung“, giebt die Gefragte achselzuckend zur Antwort, und dann mit superflüg überlegener Miene weiter: „Dichter Motto kenn' ich überhaupt nicht; wo haste denn den aufgeschöbert?“ „Na, in meinem neuen Gesichtsensbuch, was ich zu Weihnachten bekommen habe. Da fängt doch jedes Kapitel mit einem Vers an und drüber steht immer Motto und da —“ Ein schmetterndes Aufschlagen unterbricht Grete. Und lange Zeit wähet es, ehe sich der Lachsturm über den funtelnagelneuen Dichtersmann „Motto“ gelegt hatte.

Armees-Elephanten beim Frühstück.

Die Elephanten des Indischen Heeres werden täglich zweimal gefüttert. Wenn die Zeit dazu herankommt, stellt man sie in einer Linie vor einer Reihe Futterhäufen auf. Das Frühstück jedes Thieres besteht aus zehn Pfund (englisch, zu 453 Gramm) rohem Reis, der in fünf „Bissen“ zu zwei Pfund zerbrockelt wird. Der Reis ist mit frischen Blättern umhüllt und diese sind mit Gras vermischt. Auf das Commando „Gras verschluckt!“ hebt jeder Elefant den Kopf hoch und es wird ihm ein Pader Futter in das geräumige Maul geworfen. Bei dieser Fütterung geht kein einziges Reiskorn verloren.

Was die Leute sagen.

„Ich bin Mittags mit einem kleinen Schwarzen zufrieden!“ sagte der Menschenfresser. „Das Kleid sieht wie angegossen!“ sagte der Kellner der eine Sauciere auf eine Dame fallen ließ. „Wir Künstler sind eben ein lustiges Völkchen!“ sagte der Jahnklümler, als er einen Zahn mit Nadelgas auszog. „Sie ist zum anbeifen,“ sagen die Herren von einem schönen Mädchen. Aber es heißt Keiner an. „Die gute Haut!“ sagte ein Ehe-mann in den Fütterwochen von seiner Frau. — Nach einem Jahr sagt er: „Die Gute ha u t!“

Kindlich.

Papa (zum Hanschen, der seit einigen Tagen in die Schule geht): „Hast Du denn auch schon einen F r e u n d?“ Hanschen: „Ja, — aber ich kann ihn noch nicht recht leiden!“ Die Eierfächige. Richter (zur Frau des Angellagten): „Bei dem Einbruch in das Mädchenpensionat waren Sie auch theilhaftig?“ Frau: „Natürlich!.. Würde es J h r e Frau vielleicht erlauben, daß Sie allein in ein Mädchenpensionat einbrächen?“ Einschau. Der Mensch schweift in die Weite und sucht dort die Welt. Er sammelt Menschen, Sterne, Die er für Welten hält. Nur seine Erdenheimath Erbschein ihm nicht als Stern, Und in das eig'ne Jm're Sieht sich der Mensch nicht gern.

Gefängnißwärter.

„Ein Reporter will Sie sprechen — was soll ich ihm sagen?“ Gefängnißwärter: „Sagen Sie ihm: Ich fei nicht zu Hause!“ Der kommende Mann. Siehste woll, da kimmt er, Lange Schritte nimmt er, Siehste woll, da naht er sich, Bloß wer's is, dees weckte nich!

Uebertrampft.

„Bei uns hat jede einiger-machen anständig Familie ihren Koch.“ Deutsch: „Will wenig sagen, bei uns hat fogar jeder Soldat seine Köchin.“ Wahrheit. Wie viele Namen von Gewicht. Doch wieder ihren Ruf zerstören! Ach, der Erfolg verbleibt oft nicht Zum rechten Zeitpunkt aufzubrechen.

Falsch verstanden.

Bauer (zu seinem Sohn, der von der Univerfität zurückgelehrt ist): „Sag' emol, mit w e l l e r N o t' hochst denn 's Exama' b'anda?“ Studiosus: „Mit großer Not!“ Unter Domesänen. „Also Dein Herr hat Dir ein Paar Filzhüte geschickt?“ „Ja, dasir muß ich ihm aber Abends, wenn er ausgeht, meine Stiefel pumpen!“

Erfolg.

„Warum wohl der Bergkraxler Fall-meier heuer gar keine Tour in's Gebirge macht?“ „Ja wissen Sie, der ist im Früh-jahr vom Balken heruntergepurzelt, und damit ist er für dieses Jahr zufrieden!“

Schlechte Ansrede.

„Sie, Nachwächter, sagen Sie mir doch, wie sind Sie gethern Nach's zu Ihrem Kaufse gekommen?“ „Ich weiß es nicht, Herr Bürgermei-ster — aber ich glaub', ich bin durch Anflehung beraucht worden, denn ich hab' in der Nacht drei betrunkene Stu-denten heimgeführt!“

Aus der Instruktionskammer.

Unteroffizier: „Reis, Ihr steht beim Militär immer mit einem Fuß in den Raffen und mit den beiden anderen Füßen... Einjähriger, grüßen Sie nicht; Sie meinen wohl, jetzt läme eine „Rosenhofblüthe“?!.. Re, nu' ge-rad nicht!“

Unteroffizier.

„Huber, nun dürfen Sie aber nicht glauben, Sie seien kein Dummkopf, weil Sie das wirklich 'mal gut gemacht haben! Ausnahmen be-festigen nur die Regel!“

Ihr!

Sieh' mich nicht an mit Deinen Jam-meraugen, Sag' mir nicht, daß Du maßlos elend bist, Daß tausend Qualen Dir am Herzen laugen, Daß Er, der treulos war, Dein Un-glück ist!

Wenn neu im Frühling Rosen bläh'n und Fieber, Da komm und sprich zu mir von Deinem Harm! Ich wette was, es hängt Dir längst schon wieder Ein anderes solches „Unglück“ bann am Arm!

Aus Erfahrung.

Barthl: „Du, Sepp, da steht abso-lute Majorität! Was ist denn das?“ Sepp (Bursche beim Major): „Ab-solute Majorität!.. Das wird wohl die Frau Majorin sein!“

Zweierlei Töten.

„Herr Commerzienrath sehen ja so abgepannt aus!“ „Ja, mein Lieber, habe auch mehr zu arbeiten, als ein Pianist!“ „O, Sie scherzen wohl?“ „Durehaus nicht. Sie verdienen ja das Geld spielen d!“ „Ich wollte nur, ich hätte J h r e R o t e n dazu!“

Armer Teufel!

Der Rekrut Kömmler starb im Garni-sonspital. Bei der Section fand man in seinem Magen: „Zwei Schweine, neun Ochsen, fünfzehn Dromedare, achtundzwanzig Elephanten, siebenund-zwanzig Nilpferde und hundertdreißig-bierzig Rhinocerosse, die er alle während seiner Dienstzeit hatte hinunter-ge-schluckt.“

Nach ein Milderungsgrund.

Bertheidiger: „Ich bitte, die Strafe auf acht Mark herabzusetzen, weil der Angellagte an der Hand, mit der er dem Stoppelbauer die Ohreife gege-ben, nur vier Finger hat!“

Kindlich.

Papa (zum Hanschen, der seit einigen Tagen in die Schule geht): „Hast Du denn auch schon einen F r e u n d?“ Hanschen: „Ja, — aber ich kann ihn noch nicht recht leiden!“ Die Eierfächige. Richter (zur Frau des Angellagten): „Bei dem Einbruch in das Mädchenpensionat waren Sie auch theilhaftig?“ Frau: „Natürlich!.. Würde es J h r e Frau vielleicht erlauben, daß Sie allein in ein Mädchenpensionat einbrächen?“ Einschau. Der Mensch schweift in die Weite und sucht dort die Welt. Er sammelt Menschen, Sterne, Die er für Welten hält. Nur seine Erdenheimath Erbschein ihm nicht als Stern, Und in das eig'ne Jm're Sieht sich der Mensch nicht gern.

Gefängnißwärter.

„Ein Reporter will Sie sprechen — was soll ich ihm sagen?“ Gefängnißwärter: „Sagen Sie ihm: Ich fei nicht zu Hause!“ Der kommende Mann. Siehste woll, da kimmt er, Lange Schritte nimmt er, Siehste woll, da naht er sich, Bloß wer's is, dees weckte nich!

Uebertrampft.

„Bei uns hat jede einiger-machen anständig Familie ihren Koch.“ Deutsch: „Will wenig sagen, bei uns hat fogar jeder Soldat seine Köchin.“ Wahrheit. Wie viele Namen von Gewicht. Doch wieder ihren Ruf zerstören! Ach, der Erfolg verbleibt oft nicht Zum rechten Zeitpunkt aufzubrechen.

Falsch verstanden.

Bauer (zu seinem Sohn, der von der Univerfität zurückgelehrt ist): „Sag' emol, mit w e l l e r N o t' hochst denn 's Exama' b'anda?“ Studiosus: „Mit großer Not!“ Unter Domesänen. „Also Dein Herr hat Dir ein Paar Filzhüte geschickt?“ „Ja, dasir muß ich ihm aber Abends, wenn er ausgeht, meine Stiefel pumpen!“